

Zeitschrift: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte
Band: 63 (1986)

Artikel: Von Büchern im Mittelalter
Autor: Ruh, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-841715>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von Büchern im Mittelalter

Vortrag am 25. April 1986 aus Anlass der 350-Jahr-Feier
der Stadtbibliothek Schaffhausen*

von Kurt Ruh

Ich beginne mit einigen einfachen Feststellungen. Bücher im Mittelalter sind Handschriften, *libri manuscripti*, von Hand auf Pergament, seit dem späteren 14. Jahrhundert auch auf Papier geschriebene Bücher. Es handelt sich so im Gegensatz zum gedruckten, maschinell hergestellten Buch der letzten 500 Jahre um Individuen. Handschriften können einander ähnlich sein, im Format, in der Ausstattung, im Einband, sie können auch gleiche Texte überliefern und tun es immer wieder – identisch sind sie nie; sie unterscheiden sich vom Druckwerk wie der Massanzug vom Kleid von der Stange. Damit ist auch ihr Wert angesprochen. Sie alle wissen, dass heute für Handschriften, wenn sie auf Auktionen angeboten werden, Vermögenswerte bezahlt werden. Für das Evangeliar Heinrichs des Löwen zahlte die Bundesrepublik kürzlich 32 Millionen DM. Das ist natürlich ein Sonderfall sowohl im Hinblick auf die königliche Ausstattung des Buches mit Gold und farbenprächtigen Miniaturen als auch auf den ideellen Wert für Deutschland als einzigartiges Welfendokument.

Aber auch schon im Mittelalter war der Wert einer Handschrift ausserordentlich, ja keine Zeit, mit Ausnahme der Humanisten an der Schwelle der Neuzeit, hat das Buch höher eingeschätzt. Es waren Wertobjekte hinsichtlich der Ausstattung, der Tinten, Farben und Goldplättchen, des Schreibstoffes, der Einbände mit Edelmetallbeschlügen, ja Edelstein-einlagen. So jedenfalls die Spitzenprodukte, die sogenannten Zimelien: Sie werden heute in Ausstellungen vom Publikum ihrer Kostbarkeit und Schönheit wegen bestaunt, sie werden faksimiliert und gelangen so, vielfach als Präsente, in privaten Besitz. Von ihnen soll nicht weiter die Rede sein.

Am Rande nur sei noch vermerkt, dass man Handschriften wegen ihres Wertes, um sie gegen Diebstahl zu schützen, an Ketten legte. Oder man versah sie mit Eintragungen, die den Dieb mit starken Worten verwünschten. So steht in Cod. 5 der Ministerialbibliothek, einer Bibelhandschrift aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, in Hexametern:

*Hunc igitur si quis manibus continget iniquis
Mox nisi reddatur penas Jude patiat.*

(Wenn aber jemand mit Frevlerhand dieses Buch entwenden und nicht sogleich wieder zurückerstatten sollte, der möge die Strafe des Judas erleiden) (d. h. erhängt werden).

Während für uns Handschriften ein vorwiegend kunst- und kulturgeschichtliches Interesse auslösen, stand im Bewusstsein der mittelalterlichen Zeitgenossen der Inhalt durchaus im Vordergrund (wobei eine kostbare Ausstattung nur den Wert des Textes zu betonen hatte). Bücher waren Schätze des Wissens, der Weisheit, des inspirierten Wortes, das Vermächtnis der kirchlichen Väter und Lehrer und somit die Grundlagen der Kirche und des Glaubens, das Vermächtnis aber auch der Antike mit ihren Denkern – Aristoteles voran –, ihren Dichtern, die die Welt mit epischen Gesängen und Liedern erfreuten (ich denke etwa an die unvergleichliche Vergilhandschrift der Biblioteca Vaticana, die man vor drei Jahren, in einzelne Doppelblätter auseinandergelegt, im Vatikan bewundern konnte). Ich sprach von Vermächtnis: kein museales Vermächtnis, ist hinzuzufügen: Auf allen Ebenen des Wissens und der Literatur wurde das Überlieferte rezipiert, d. h. aufgegriffen, kommentiert, weiterentwickelt, umgeformt, mit Zeitgeist durchdrungen (so entstanden im Anschluss an die «Aeneis» Vergils der altfranzösische und der mittelhochdeutsche Aeneas-Roman in Reimversen). Es ist dies ein Prozess ohne Gleichen. Dazu kommen Innovationen aus dem Geist der Volkssprachen wie Minnesang und höfischer Roman. Letzterem werden wir noch begegnen.

Mit den Bemerkungen zur Vermittlung und Aneignung des Buchwissens ist der Gebrauch der Handschriften angesprochen. Und die Frage nach dem Gebrauch bleibt auch das primäre Bemühen der Handschriftenforschung. Wozu dienten sie? Wer waren ihre Leser, bzw. wem wurden sie durch Vorlesen vermittelt? Was bewirkten sie? Anstelle einer allgemeinen Antwort lege ich einen Einzelfall vor¹:

Im September des Jahres 827, 13 Jahre nach dem Tode Karls des Grossen, begab sich eine Gesandtschaft des byzantinischen Kaisers Michael des Stotterers an den karolingischen Hof Ludwigs des Frommen in Compiègne. Als kostbarstes Präsent wurde dem König eine griechische Handschrift mit den Schriften des Dionysius Areopagita überreicht. Sie ist erhalten im Codex graecus 437 der Pariser Nationalbibliothek. Wer ist Dionysius Areopagita? Er galt dem Mittelalter als «einer aus dem Rat», der dem Apostel Paulus, als er auf dem Areopag in Athen predigte, «anhieng»

* Die Vortragsform wurde beibehalten. Nur publikumsbedingte und persönliche Bemerkungen sind weggelassen und einige Anmerkungen hinzugefügt.

¹ Zum Folgenden siehe Gabriel Théry, *Etudes Dionysiennes. I. Hilduin, traducteur de Denys*, Paris 1932 (*Etudes de philosophie médiévale*, 16); Henri Omont, *Un manuscrit des œuvres de S. Denys l'Aréopagite envoyé de Constantinople à Louis le Débonnaire en 827*, in: *Revue des études grecques* 17 (1904), S. 230–236; *Saint Denis, premier évêque de Paris*, in: *Vies des saints et des bienheureux par les RR. PP. Bénédictins de Paris X*, Paris 1952, S. 270–288.

(um mit Luther Apostelgeschichte 17,34 zu formulieren) und «gläubig wurde». (Erst zu Beginn der Neuzeit wurde Dionysius historisch richtig als Theologe des späten 5. Jahrhunderts erkannt, der den Versuch machte, den Neuplatonismus eines Proklos, der sein Lehrer gewesen sein dürfte, mit dem Christentum zu verbinden.) Dionysius hatte aber nicht nur die Aura des Apostelschülers, sondern man identifizierte ihn mit dem Märtyrer Dionysius, dem ersten Bischof von Saint-Denis nördlich von Paris. Jetzt erkennt man die kirchenpolitische Bedeutung des byzantinischen Geschenks: Es diente der Verehrung des heiligen Bischofs von Saint-Denis, der in eben dieser Zeit zum zweiten Schutzpatron (neben Martin) des Königreichs und zumal seiner Herrscher wurde. Es ist bezeichnend, dass der griechische Codex der byzantinischen Gesandtschaft zum Jahresfest des Märtyrers Dionysius am 8. Oktober, also kurz nach der Überreichung, dem Abt von Saint-Denis, Hilduin, übergeben wurde und dass die Handschrift – programmgemäss, möchte man fast sagen – an den Vigilien des Festes 19 Heilungen bewirkte. Mit diesen Wundern war die Identität des Pariser Bischofs mit dem Griechen und Aposteljünger praktisch erwiesen – denn nur für einen Namensvetter wäre der Areopagit mittels seines Kodex wohl nicht miraculös tätig geworden –, und Abt Hilduin machte sich auch sofort daran, die beiden Lebensläufe zu der Legende des *einen* Dionysius zu verbinden. Dies ist die hagiographische und kirchenpolitische Wirkung des byzantinischen Kaisergeschenks. Noch wichtiger ist indes das Folgende: Abt Hilduin liess mit Hilfe griechischer Emigranten (deren es damals viele gab), eines Vorlesers, eines Übersetzers und eines Schreibers, die dionysischen Schriften, «Die himmlische Hierarchie», «Die kirchliche Hierarchie», «Die göttlichen Namen», «Die mystische Theologie», dazu einige Briefe, ins Lateinische übertragen. Dies war der Beginn des beispiellosen Siegeszuges des Pseudo-Areopagiten. Schon eine Generation später kam es zu einer zweiten Übertragung, dem im Hochmittelalter weitere folgten, dazu unzählige Kommentare aus der Hand der bedeutendsten Theologen, u. a. des Albertus Magnus und des Thomas von Aquin. Dionysius wurde zum wichtigsten Kirchenvater nach Augustin und Gregor dem Grossen – und Vater der abendländischen Mystik, auch der volkssprachlichen mit Meister Eckhart voran, der ihn immer wieder zitiert. Damit Sie eine Vorstellung erhalten, wie Dionysius über Gott geschrieben hat (die Gotteslehre steht durchaus in der Mitte seines Werks), vermittele ich ein solches Dionysiuszitat Eckharts in deutscher Übersetzung (das Original ist mittelhochdeutsch): «Deshalb spricht Dionysius: Alle, die von Gott aussagen wollen, haben unrecht, denn sie sagen nichts von ihm aus, diejenigen aber, die nichts über ihn aussagen wollen, die haben recht, denn kein Wort vermag Gott auszudrücken: wohl aber sagt er sich selbst in sich selbst aus.»

Ich berichtete über den Einzug des Dionysius in das Abendland, um darzutun, was für eine epochale geistesgeschichtliche Wirkung von einem Buch ausgehen konnte. Zugleich ist dies ein abendländisches Spezifikum. Auch andere Kulturen haben natürlich ihre Schriftlichkeit, ihre Bücher,

ihre Literatur. Aber deren geschichtlicher Stellenwert ist geringer. Das hängt sicher mit der Grundgegebenheit zusammen, dass das Christentum eine Religion des Wortes ist. «Am Anfang war das Wort.» So selbstverständlich dies ist, so wenig denkt man daran, wenn man von Büchern spricht. Dem Mittelalter war dies noch weitgehend bewusst.

Es ist nun Zeit geworden, sich der Jubilarin und ihren Handschriftenschatzen zuzuwenden, und gewiss ist es auch die Erwartung meiner verehrten Zuhörer, bei dieser Gelegenheit etwas über sie, die verborgen im Tresor aufbewahrt werden, zu erfahren.

Bekannt dürfte sein, dass es Handschriften der Ministerialbibliothek und der Stadtbibliothek gibt². Erstere birgt nichts anderes als die Bücherei des Klosters Allerheiligen. Der Grundbestand stammt aus der Zeit, als Abt Siegfried, der vierte Abt, den um 1050 gegründeten Konvent gegen Ende des 11. Jahrhunderts der Hirsauer Observanz zuführte. Jetzt entsteht eine eigentliche Bibliothek, und zwar, wie nunmehr durch Albert Bruckners Untersuchungen in Band VI der «Scriptoria Medii Aevi Helvetica» v. J. 1952 feststeht, durch ein eigenes Skriptorium, eine Schreibstube. Daran wollte man früher nicht glauben.

Was ein Skriptorium ist, weiss heute der Leser von Umberto Ecos Roman «Der Name der Rose»: der Ort, wo Schreiber und Illuminatoren an Pulten Pergamentblätter beschrieben bzw. mit Randleisten und Initialen verzierten und bemalten, Blätter, die später zu Lagen geheftet und zu Büchern gebunden wurden. Das in Ecos Erzählung mit Ecktürmen und einem achteckigen Innenhof versehene, zudem als Labyrinth ausgestattete Bibliotheksgebäude, Aedificium genannt, ist natürlich ein reines Phantasieprodukt, wozu es in der monastischen Wirklichkeit kein auch noch so entferntes Modell gibt. Aber dies ist klösterliche Realität (und aus diesem Grunde allein spiele ich auf den italienischen Erfolgsroman an): Das Skriptorium mit der Bibliothek war schon, neben der Kirche mit ihren Heiligtümern, die eigentliche Mitte einer Abtei, wenigstens benediktinischer Observanz, das Herzstück, das Zentrum des geistlichen Lebens. Was hier geschah, ist auch ein wesentlicher Indikator der inneren Verfassung eines Klosters. Das fleissige Skriptorium weist auf ein intaktes monastisches Leben hin; wenn andererseits das Allerheiligenkloster im ganzen 13. und 14. Jahrhundert nicht eine einzige Handschrift als Zuwachs zu verzeichnen hatte, so ist auf generellen Verfall zu schliessen. – Aber zurück zum Kernbestand der unter Abt Siegfried entstandenen Kodizes. Es gibt einen

² Die Handschriften sind beschrieben worden von Heinrich Boos im *Katalog der Ministerialbibliothek zu Schaffhausen*, Schaffhausen 1877, S. 1–15, und im *Verzeichnis der Inkunabeln und Handschriften der Schaffhauser Stadtbibliothek*, Schaffhausen 1903. Die Geschichte der beiden Bibliotheken bei Reinhard Frauenfelder, *Geschichte der Stadtbibliothek Schaffhausen. Gedenkschrift zu ihrem dreihundertjährigen Bestehen 1636–1936*, Schaffhausen 1936; dazu: ders., *Mittelalterliche Schreiber- und Leser-Einträge in den Codices der Bibliothek des Klosters Allerheiligen*, in: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte 18 (1941), S. 94–117.

Bibliothekskatalog vom Jahre 1096, dem Todesjahr Siegfrieds³. Von den hier verzeichneten 98 Handschriften sind – und das ist als Seltenheit zu vermerken – 43 erhalten und in Schaffhausen geblieben. Sie spiegeln wie die Klosterkirche, unser «Münster», den strengen monastischen Geist der Hirsauer. Imponierend ist besonders die grosse Zahl der Augustinus-Handschriften, dazu stellen sich die andern Grossen der Alten Kirche: Ambrosius, der Mailänder Bischof, und Papst Gregor der Grosse, aus späterer Zeit Isidor von Sevilla. Daneben eine stattliche Zahl von Bibelhandschriften und Liturgisches. – An diesen Kern schlossen sich im 12. Jahrhundert und nochmals im 15. neue Kodizes, ja noch in der Zeit nach der Klostersaufhebung, wie die Bibliothek in den Besitz der Schaffhauser Geistlichkeit übergegangen war (der sie rechtlich noch heute gehört), kam die Bibliothek zu Handschriften, sicher immer durch Schenkungen. Insgesamt sind es 117 mittelalterliche Handschriften.

Handschriften des Mittelalters besitzt auch die Stadtbibliothek, obschon sie erst eine Institution des 17. Jahrhunderts ist. Wie sie und mit ihnen zahlreiche, z. T. auserlesene Inkunabeln, also Frühdrucke des 15. Jahrhunderts, in die Sammlung kamen, ist nicht verbucht. Bestimmt auch hier in den allermeisten Fällen durch Schenkungen und Vermächtnisse. Der Bestand – insgesamt handelt es sich um knapp 40 mittelalterliche Handschriften – ist, wie nicht anders zu erwarten, recht bunt nach Provenienz, Alter, Inhalten und Ausstattung. Zu ihr gehört einer der ältesten *codices manuscripti* in der Schweiz, ursprünglich dem Kloster Reichenau angehörig, eine Vita des Kolumba aus dem frühen 8. Jahrhundert, also aus vorkarolingischer Zeit (Gen. 1). Sodann besitzt sie deutsche Handschriften (die Ministerialbibliothek nennt eine einzige deutschsprachige Handschrift, die Sammlung des bekannten Schwarzwälder Predigers, Cod. 116, ihr eigen⁴), namentlich Theologisch-Erbauliches, aber auch Literarisches. Soviel zum Grundbestand.

Als Individuum hat jede Handschrift ihre eigene Geschichte, ihr eigenes Leben. Davon sind natürlich auch durch genaue Untersuchungen (Herkunft des Papiers, Bestimmung der Buchbinderwerkstatt, der Regionalsprache – sofern es sich um volkssprachliche Handschriften handelt –, Leserspuren in Eintragungen auf Schlussblättern und Randbemerkungen) immer nur verhältnismässig wenige Daten festzumachen. Immerhin erhalten viele Handschriften durch diese Bestimmungen der Gebrauchsspuren zusätzliches Profil, und in ihrer Summe sind es auch schon Daten der Lite-

³ Publiziert bei Paul Lehmann, *Mittelalterliche Bibliothekskataloge. I. Die Bistümer Konstanz und Chur*, München 1918, S. 291–295.

⁴ Erst kürzlich wurde die Handschrift, die im Katalog von 1877 die abenteuerliche Bezeichnung «Deutsche Liederpostille» erhalten hat, als Predigtkorpus identifiziert; siehe Hans-Jochen Schiewer, *Eine Sammlung von Sonn- und Festtagspredigten des Schwarzwälder Predigers in der Stadtbibliothek Schaffhausen*, in: *Schaffhauser Beiträge zur Geschichte* 62 (1985), S. 15–30.

ratur- und Kulturgeschichte⁵. Dazu einige Beispiele aus den Beständen der Stadtbibliothek.

Die kunstgeschichtlich wertvollste Handschrift ist Gen. 8 (Gen. bedeutet die Abteilung «Generalia» in Abhebung von «Helvetica» und «Scaphusiana»). Es handelt sich um eine Grossfoliohandschrift aus Pergament mit zahlreichen Miniaturen von hoher Qualität. Die Kunsthistoriker sind frühzeitig auf die Handschrift aufmerksam geworden und haben ihr verschiedene Beiträge gewidmet⁶. Über den Text herrschte Unsicherheit, und er ist auch typusmässig als Unikum anzusprechen. Es handelt sich weder um ein «Lektionar», wie der Boossche Katalog will, also die biblischen Lesungen nach der Ordnung des Kirchenjahrs, noch um ein «Leben Jesu», noch um eine Historienbibel des Neuen Bundes, sondern um eine Nacherzählung der Evangelien, erweitert mit Auslegungen – sog. Glossen –, Predigtstücken, Apokryphen, Legenden (das Werk schliesst mit der Pilatuslegende und dem Hinweis auf die letzte, aber unruhig gebliebene Stätte des Leichnams des römischen Statthalters in Palästina, den Pilatussee). Ich nannte das Buch, weil man den Typus nicht fixieren kann, «Evangelienwerk», und unter diesem Stichwort steht es auch im neuesten Lexikonartikel, im «Verfasserlexikon», Band IV v. J. 1983. Das zweite und alphabetische Stichwort ist nun aber nicht «Schaffhausener», sondern «Klosterneuburger». Es sind nämlich zwei Parallelhandschriften des Klosterneuburger Konvents bei Wien aufgetaucht, zwar nicht so kostbar ausgestattet wie das Schaffhauser Exemplar, dafür vollständig (die Schaffhauser Handschrift hat verschiedene Blätter verloren, u. a. 13 Blätter am Anfang). Die Klosterneuburger Provenienz steht fest, ebenso die Entstehungszeit: 1330; die Schaffhauser Handschrift ist wenig jünger. Die Handschrift Gen. 8 ist also von fern her, aus dem Wiener Raum (das verrät auch die Sprache), hierher gekommen. Von dieser Reise von der mittleren Donau zum Rhein kennen wir wenigstens eine Station. Am Schluss ist vermerkt: *Anno etc [domini] im 1562 den 20. tag Januarii Vienne (zu Wien) hab ich diß Buech so schon zerschnitten gewest, stuckweis vom puechfürer am Hohen Mark khaufft. V. Renner.* Die Handschrift kam also von Klosterneuburg, auf welchem Weg auch immer, zum Verkauf auf den freien Markt, und zwar «zerschnitten», d. h. aus dem wohl schadhafte Einband herausgelöst, in einzelne Lagen zerlegt. In diesem Zustand – *stuckweis* – erstand es ein V. Renner von einem reisenden, die Märkte besuchenden Händler (*puechfürer*) auf dem Wiener Hohen Markt. Herr Renner scheint vor allem die Ausstattung

⁵ Ich habe dies zur eigentlichen Theorie erhoben; siehe K. Ruh, *Überlieferungsgeschichte mittelalterlicher Texte als methodischer Ansatz zu einer erweiterten Konzeption von Literaturgeschichte*, in: K. Ruh (Hg.), *Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung. Beiträge der Würzburger Forschergruppe zur Methode und Auswertung*, Tübingen 1985, S. 262–272 (Texte und Textgeschichte. Würzburger Forschungen, 19).

⁶ Sie sind im Literaturverzeichnis des unten erwähnten Artikels «Klosterneuburger Evangelienwerk» von Kurt Gärtner, in: K. Ruh (Hg.), *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, 2. Aufl., IV, Sp. 1248–1258, verzeichnet.

angezogen zu haben, denn er vermerkt, dass es in diesem Buch 900 goldene Buchstaben und goldene Hüte – er meint Heiligenscheine – auf den Figuren gibt. Er hat sie also gezählt: Es muss ein Kaufmann gewesen sein. Anzunehmen ist, dass er den Kodex binden liess. Wie und wann er aus dem Besitz Renners nach Schaffhausen kam und in wessen Hände – doch wohl private –, das zu wissen bleibt uns vorenthalten.

Der grössere Bestand der mittelalterlichen Stadtbibliothek-Handschriften dürften Wanderkodizes wie das Klosterneuburger Evangelienwerk gewesen sein. Aber einiges lässt sich auch als Schaffhauser Kulturgut bestimmen.

Da ist eine mit Hilfe von Kirchenvätern und -lehrern von Chrysostomus und Augustin bis Nikolaus von Lyra im 14. Jahrhundert kommentierte Passionsgeschichte im Kodex Gen. 10, von Heinrich Beck i. J. 1472 geschrieben, der auch der Autor sein dürfte⁷. Heinrich Beck nennt sich am Schluss des Traktats *capellanus in scaffusa*, was urkundlich im Jahrzeitbuch von St. Johann bestätigt wird: Er war Kaplan am St.-Nikolaus-Altar der St.-Johann-Kirche. Später, 1496, trat er in den Franziskanerorden ein und ist als erfolgreicher Prediger im süddeutschen Raum mehrfach erwähnt.

In der selben Handschrift steht nun, von einer andern Hand geschrieben, eine deutsche Versdichtung des späten 12. Jahrhunderts, der «St. Oswald», eines der wenigen Literaturwerke der Bibliothek. «St. Oswald» ist eine romanhafte Legendendichtung, zur Erbauung und Unterhaltung zugleich geschrieben, und wird den sog. «Spielmannsepen» zugeordnet. Sie ist in vier Handschriften überliefert, eine davon ist die Schaffhauser. Schon die gemeinsame und gleichzeitige Überlieferung mit Becks Passionsgeschichte – auch der «Oswald» ist auf das Jahr 1472 datiert – weist auf Schaffhauser Provenienz. Was aber führte einen Schaffhauser Auftraggeber dazu, die «Oswald»-Dichtung abschreiben zu lassen? Die Antwort ist leicht, wenn man an die St.-Oswald-Kapelle im Osten des Klosterkomplexes denkt. Es gab also in Schaffhausen einen Oswald-Kult. Die Kapelle verfügte sogar über eine Oswald-Reliquie; Partikel derselben wurden i. J. 1502 von Abt Michael Eggenstorfer der neugebauten Zuger St.-Oswald-Kirche geschenkt⁸. Man scheint sonst nicht viel über den St.-Oswald-Kult in Schaffhausen zu wissen. Die Handschrift Gen. 10 ist ein wenigstens indirektes Zeugnis dafür.

Noch eine Reihe anderer Handschriften könnten auf Grund ihrer Sprache in Schaffhausen entstanden sein, doch müsste man die Schreiber urkundlich dingfest machen. Das gilt etwa für die Handschrift Gen. 20 mit einem Schreiber Nicolaus Sinister. Unter den vielen und z. T. beachtlichen

⁷ Über ihn *Verfasserlexikon* I (1978), Sp. 655 f. (K. Ruh).

⁸ Zur Oswaldkapelle des Allerheiligenklosters siehe Reinhard Frauenfelder, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Schaffhausen. I. Die Stadt Schaffhausen*, Basel 1951, S. 126–128; zur Reliquienübergabe S. 126.

Texten dieses Kodex befindet sich eine reizvolle legendäre Verserzählung vom zwölfjährigen Mönchlein⁹, der an Weihnachten in seiner Zelle mit dem Jesuskind mit einem Apfel Ball spielen darf und der es, im Ärmel der Kutte versteckt, in die Messe mitnimmt. Jesulein verschwindet jedoch, wie der Abt dem begreiflicherweise unkonzentriert singenden Mönchlein eine Ohrfeige verabreicht. Es ist die letzte, die ihm verpasst wird, denn Jesus holt ihn noch an Weihnachten zu sich ins Paradies.

Die Stadtbibliothek besitzt auch einen Roman, und zwar den ersten deutschen Prosaroman, den «Lancelot», nicht zwar den vollständigen (der in der Ausgabe drei dicke Bände in Anspruch nimmt), aber immerhin den ganzen 2. Teil¹⁰.

Gerne wüsste man, wie diese Lancelot-Handschrift Gen. 37 v. J. 1532 aus der Gegend zwischen Biberach und Memmingen, wohin der Schreibername weist, nach Schaffhausen gekommen ist. Es handelt sich um die jüngste, aber nicht unbedeutende Handschrift des deutschen Lancelot-Romans. Dieser, vom Niederländischen her, wo er aus dem Französischen übersetzt wurde, allmählich auf dem Weg von Nord nach Süd eingedeutscht, ist eine genaue und (fast) vollständige Übertragung der berühmten französischen Lancelot-Grail-Romantrilogie. Es war die Adelslektüre des Spätmittelalters; Philipp der Gute und Karl der Kühne liessen sich daraus vorlesen (man erhält da von Karl dem Kühnen ein entschieden anderes Bild als aus der schweizerischen Kriegsgeschichte). Der Roman handelt von Lancelot und Ginover, der Frau König Artus', und deren Liebe, von der Gralsuche, von der Höhe des Arthurischen Reiches und dessen jähem Ende, das an eine Tragödie von Shakespeare gemahnt. Dante spricht in «De vulgari eloquentia» (I X 2) von *ambages pulcerrimae*, «wunderschönen Erdichtungen», erinnert an Lancelot und Ginover im 5. Gesang des «Inferno» und an das Husten der Frau von Malohaut im 16. Gesang des «Paradiso». So genau kannte man damals den Roman aller Romane, denn Dante konnte doch dieses Husten nur als sprechenden Vergleich einsetzen, wenn die Stelle seinem Publikum bekannt war. Es gibt illuminierte Prachthandschriften des Lancelot, die die Höhe der französischen und namentlich burgundischen Buchkunst bedeuten. Die deutschen Lancelot-Handschriften, auch die Schaffhauser, sind im Verhältnis dazu ärmlich zu nennen. Aber ein Hauch grosser, westeuropäischer Literatur ist doch mit Gen. 37 nach Schaffhausen gekommen, und er hat, möchte ich meinen, keinen geringeren kulturgeschichtlichen Stellenwert als der Onyx der Burgunderbeute. Diesen kann man nur bestaunen, den «Lan-

⁹ Darüber *Verfasserlexikon*, 1. Auflage, V (Nachtragsband 1955), Sp. 691f. (K. Ruh).

¹⁰ Zur Einführung siehe den «Lancelot»-Artikel von Uwe Ruberg im *Verfasserlexikon* V (1985), Sp. 530–546. Ausgabe: Reinhold Kluge, *Lancelot I–III*, Berlin 1948, 1963, 1974 (Deutsche Texte des Mittelalters, 42, 47, 63); die Handschrift der Stadtbibliothek bietet den Text von II, 135–829; sie wird von Kluge I, S. XXXIV – XXXVI und ergänzend II, S. XLII – XLIV beschrieben.

celot» aber kann man lesen und damit sich ihn vollkommen aneignen, in Eigenbesitz verwandeln.

Jetzt verstehen Sie meine Neugierfrage nach einem Schaffhauser Interesse an diesem Buch schon etwas besser. Ist das Folgende ein Zufall? Die Inkunabel LXXXVI der Stadtbibliothek (Nr. 113 des Katalogs) enthält den 1. Teil des altfranzösischen «Merlin»¹¹. Dieser gehört zum Lancelot-Komplex, schildert König Artus' Geburt und Herrschaftsgründung, die Stiftung der Tafelrunde zur Befriedung des Landes, eine Idee Merlins. Das ist nicht alles: Cod. 74 der Ministerialbibliothek birgt aus dem 13. Jahrhundert die um 1130/1138 entstandene «Historia regum Britanniae» des Geoffrey von Monmouth, die in den Büchern 8 bis 10 die grundlegende, schon ganz romanhaft konzipierte Artus-Geschichte erzählt¹².

Es liegen so in Schaffhausen drei Literaturdokumente der Artusüberlieferung vor: in Geoffreys lateinischer «Historia» Artus als grösster König von Englands Vergangenheit, ruhmvoller Held mit tragischem Untergang, im französischen «Merlin» des frühen 13. Jahrhunderts das Geheimnis und der Glanz von Artus' jungem Königtum, im deutschen «Lancelot» des späten 13. Jahrhunderts Artus auf der Höhe seines Ruhms. Das ist ein überraschendes Beisammensein an einem kleinen Ort, wo es sonst nichts dergleichen gab. Man ist da schon versucht, die Hypothese zu wagen: Der Schaffhauser, der – angenommen – die «Historia regum Britanniae» aus der Ministerialbibliothek kannte, die «Merlin»-Inkunabel besass, hätte sich, wie sich die Gelegenheit bot, auch den deutschen «Lancelot», den Kodex Gen. 37, erworben. Frage an die Lokalhistoriker: Wer kommt da in Frage? Wer hatte um 1530 Mittel und literarische Interessen? Wer diese Frage verwegen findet, dem sei gesagt, dass man hier, genau wie in einem Kriminalfall, eine «Theorie» entwickeln muss, um weiterzukommen. Handschriftenkunde ist die Lehrmeisterin der Kriminologie.

Eine Schlussbemerkung gilt der Stadtbibliothek als solcher, nicht nur als ehrwürdigem Institut, was in einem Jubiläumsjahr betont werden mag und darf, sondern als lebendiger Vermittlerin von Vergangenheit und Gegenwart, also mit einer bildungspolitischen Aufgabe. Es kommt in diesen Tagen ein Büchlein heraus von Paul Raabe, dem Direktor der berühmtesten Forschungsbibliothek Deutschlands, der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel, wo schon Lessing als Bibliothekar gedient hat, ein Büchlein mit dem Titel «Die Bibliothek als humane Anstalt betrachtet»¹³. Es ist hier aus weiter Sicht und aus jahrzehntelanger Erfahrung heraus von den Aufgaben und Möglichkeiten einer Bibliothek die Rede, nicht einer Landes- oder Universitätsbibliothek, deren Aufgaben

¹¹ Paris 1498 (Hain Nr. 11086); Ausgabe: H. O. Sommer, *The Vulgate Version of the Arthurian Romances. II. Lestoire de Merlin*, Washington 1908.

¹² Ausgabe: Edmond Faral, *La légende arthurienne*, Paris 1929, Bd. 3, S. 64–303 (Bibliothèque de l'École des Hautes Etudes, 257).

¹³ Untertitel: Plädoyer für die Zukunft der Buchkultur, Stuttgart: Metzler 1986.

ohnehin umschrieben und festgeschrieben sind, sondern einer regionalen, einer städtischen Bibliothek, an einem Ort, wo es ein Gymnasium, eine Musikschule, ein Museum, eine Gemäldegalerie, ein Theater und dergleichen gibt. In dieses Umfeld gehört die Stadtbibliothek, und nicht nur als fünftes Rad am Wagen. Ich glaube zwar sagen zu dürfen, dass sie es hier in Schaffhausen nie war – sie darf es jedoch nie werden. Sie ist, um das Stichwort Raabes aufzugreifen, eine «humane Anstalt», für alle da, durch Freizügigkeit und Offenheit ausgezeichnet, auf das Individuum ausgerichtet, das vielfältigste und immer noch nobelste Medium. Eine solche Stätte darf nie zugunsten anderer, vielleicht nach aussen hin repräsentativerer Einrichtungen hintangestellt werden. Das Jubiläum sei ein Anlass, bei den Benutzern, d. h. der Bevölkerung von Stadt und Land, das Bewusstsein wachsen zu lassen, die Stadtbibliothek sei ihre Sache, für sie bestimmt. Die Stadtväter aber mögen sich an ihr *officium nobile* erinnern, ihr mit allen ihnen zustehenden Mitteln, wie es im Gründungsbeschluss von Ostern 1636 heisst, «zum Nutzen der jetzigen und künftigen Bürger ein höchst begünstigtes Dasein zuteil werden lassen».

Das «höchst begünstigte Dasein» sei meine Glückwunschartadresse an die Stadtbibliothek.